

ERKENNTNISTHEORIE, METAPHYSIK UND ETHIK VON DESCARTES  
BIS KANT

---

David Hume, An Enquiry the Principles of Morals – Antworten auf die  
Leitfragen zum 27.6.2006

**Textgrundlage:** An Enquiry the Principles of Morals, übersetzt von M. Kühn, Hamburg 2003 (im Semesterapparat und unter <http://ews2.uni-dortmund.de>)

1. Hume setzt sich zunächst mit einem „Antagonisten“ (Gegner) auseinander. Was behauptet dieser Antagonist? Wie geht Hume mit ihm um? Inwiefern bereitet Hume mit seiner Diskussion die weiteren Überlegungen der Einleitung vor?

*Der Antagonist leugnet, daß es moralische Unterschiede gibt (3). Was damit gemeint ist, wird nur sehr implizit durch die Ausführungen von Hume deutlich. Wir erklären die Behauptung des Antagonisten daher im Anschluß an Hume etwas freier.*

*In unserer täglichen Praxis bewerten wir Handlungen und Charaktere und messen sie an Normen. Wir sagen zum Beispiel, eine Handlung sei richtig (vgl. 3) oder loben einen Menschen für seinen Charakter (ib.). Hume nennt solche Bewertungen moralisch (dabei muß man nicht notwendig an moralische Normen im engeren Sinne denken wie das Verbot zu stehlen; vielmehr hat das Adjektiv „moral“ im Englischen einen weiteren Sinn; es meint etwa „auf den Menschen bezogen“; dieser Sinn ist im folgenden immer zu unterstellen). Indem wir moralische Bewertungen vornehmen, machen wir Unterschiede: Wir unterscheiden zwischen richtigem und falschem Handeln. Darüber hinausgehend verbinden wir mit einer moralischen Bewertung einen intersubjektiven Geltungsanspruch. Wenn ich etwa sage: „X hat richtig gehandelt und verdient Lob“, dann gebe ich nicht nur meinem persönlichen Gefallen an der Handlung Ausdruck, sondern unterstelle auch, daß jeder andere vernünftige Mensch zu demselben Urteil kommen sollte. Der Antagonist bezweifelt nun, daß es den Unterschied zwischen dem Richtigen und dem Falschen und ähnliche moralische Differenzen wirklich gibt. Beispiele eines Handelns, das andere als richtig oder falsch empfinden, lassen ihn kalt.*

*Humes Umgang mit diesem Antagonisten beruht auf der Annahme, daß es dieser mit seiner Behauptung gar nicht ernst meint. Denn nach Hume können wir moralische Unterschiede gar nicht leugnen (3). Dabei hebt Hume zwei Punkte hervor. Erstens, so Hume, ist es nicht möglich, selber nicht durch besonders deutliche Beispiele des Richtigen oder Falschen berührt zu werden (3 f.). Zweitens müßten wir auch anerkennen, daß andere Menschen durch dieselben Beispiele bewegt würden (4). Indem Hume diesen zweiten Punkt erwähnt, macht er deutlich, daß er Bewertungen einen intersubjektiven Charakter zuschreibt.*

*Diese Einschätzung führt Hume dazu, dem Antagonisten gar nicht argumentativ zu begegnen. Vielmehr will er ihn sich selbst überlassen und hofft, daß er so zur Vernunft zu kommen (4).*

*Daß der Antagonist falsch liegt, ist für das Folgende insofern wichtig, als die Fragestellung, die Hume dann aufgreift, nur dann Sinn macht, wenn es wirklich moralische Unterschiede gibt.*

2. Hume diskutiert dann einen wichtigen philosophischen Streitpunkt. Welche beiden Sichtweisen markieren diesen Streitpunkt? Welche Argumente führt Hume für die beiden Sichtweisen ins Feld? Welche Ansicht vertritt er selber?

*Der philosophische Streitpunkt betrifft die Frage, worauf moralische Unterschiede beruhen und wie wir diese erkennen können. Hinsichtlich dieser Frage stehen sich zwei Parteien gegenüber. Die eine Partei sieht die Vernunft als Grundlage der Moral an. Dementsprechend sind moralische Urteile nicht nur intersubjektiv, was uns Menschen anbetrifft, sondern auch was andere Vernunftwesen angeht. Vertreter dieser Position werden Rationalisten genannt. Ein Hume bekannter Rationalist ist Ralph Cudworth. Auch Kant hat in seiner Moralphilosophie einen rationalistischen Ansatz verfolgt. Die andere Partei sieht die Moral letztlich in einem Gefühl gegründet. Dieses Gefühl (engl. „sentiment“, „feeling“, „sense“) gehört zum Wesen des Menschen, ist Teil seiner natürlichen Konstitution und wird nicht notwendig von anderen Vernunftwesen geteilt. Wenn das richtig ist, dann können andere Vernunftwesen unseren Bewertungen nur insofern beipflichten, als sie ähnliche Gefühle wie wir hegen. Um diese zweite Position zu erläutern, zieht Hume eine Parallele zur Ästhetik. Er behauptet, daß die Wahrnehmungen des Schönen und Häßlichen letztlich in der Natur des Menschen gründen.<sup>1</sup> Analog gründet für die zweite Position die Moral in einem spezifisch menschlichen Gefühl.*

*Hume nennt einige Argumente für beide Positionen. Eigenartigerweise kennzeichnet Hume diese Argumente zunächst als „trügerisch[...]“ (5), später jedoch als „plausibel“. In der Tat handelt es sich systematisch betrachtet um gewichtige Argumente.*

*Für die erste Position nennt Hume ein einziges Argument (4 f.): Dieses Argument geht von der Beobachtung aus, daß es gelegentlich Streit darüber gibt, was denn moralisch richtig oder falsch ist. Um solche Streitfragen zu lösen, so die Beobachtung weiter, gehen wir argumentativ vor, wir vollziehen Schlüsse, entlarven Trugschlüsse etc. Dieses argumentative Vorgehen verweist auf unsere Vernunft. Mehr noch, die Gegenposition, die die Moral auf ein Gefühl gründet, kann den gelegentlich kontroversen und argumentativen Charakter unserer Bewertungspraxis nicht rekonstruieren. Über das, was wir empfinden, und über Geschmacksfragen läßt sich nämlich nicht streiten. Nehmen wir zur Erläuterung etwa an, A möge Schokoladenpudding, während B ihn nicht möge. Wenn A sagt: „Mir schmeckt Schokoladenpudding“ und B erwidert: „Mir schmeckt Schokoladenpudding nicht“, dann widersprechen diese beiden Aussagen einander nicht. Beide Aussagen können beide wahr oder angemessen sein. Entsprechend gibt es keinen Bedarf für A und B, sich argumentativ auszutauschen. Anders verhält es sich hingegen bei Werturteilen. Wenn A sagt, C sei lobenswert, und B erwidert, C sei nicht lobenswert, dann besteht zwischen den beiden Aussagen ein Widerspruch. A und B können nicht gleichzeitig recht haben. Wir erwarten, daß sich mit Gründen aufzeigen läßt, wer von beiden Recht hat. Insgesamt, so das Argument, werde die zweite Position nicht unserer Praxis des Wertens gerecht.*

*Für die zweite Position nennt Hume zwei Argumente (5. f.):*

*Das erste Argument geht beispielhaft von einer Wesensbestimmung einer bestimmten moralischen Unterscheidung, nämlich der Unterscheidung zwischen Tugend und Laster aus. Nach Hume ist die Tugend von Natur aus liebenswert, das Laster von Natur aus hassenswert. Liebe und Haß sind jedoch Gefühle. Das legt den Verdacht nahe, daß die Moral auf Gefühlen basiert. Mehr noch, so das erste Argument weiter, sei nicht einzusehen, wie die Vernunft unabhängig von allen Gefühlen der Liebe und des Hasses erkennen können solle, was der Liebe oder des Hasses wert sei.*

---

<sup>1</sup>Diese Auffassung des Schönen ist allerdings selber umstritten.

Das zweite Argument hat mit dem handlungsleitenden Charakter der Moral zu tun. Hume macht diesen an dem Ziel moralischer Betrachtungen fest (5). Diese dienen dazu, zum moralisch richtigen Handeln anzutreiben. In diesem Sinne hatte etwa Aristoteles die Auffassung vertreten, daß wir Ethik nicht betreiben, um die Wahrheit zu erkennen, sondern um besser handeln oder leben zu können (Nikomachische Ethik II.2). Dieses Ziel könne aber nicht eingelöst werden, wenn die Moral auf der Vernunft gründe, so das zweite Argument weiter. Denn die Vernunft sei passiv und nicht in der Lage, uns zum Handeln oder auch nur Fühlen zu bewegen. Dem zweiten Argument zufolge ist die Vernunft auf die Wahrheit ausgerichtet, ihre Leistungen dienen dem Finden der Wahrheit. Jede Wahrheit lasse uns aber als solche kalt, es sei denn, sie spreche unsere Gefühle an. Um dieses Argument zu untermauern, appelliert Hume an den Leser, sich einen Menschen vorzustellen, der völlig gefühllos ist. Einen solchen Menschen könnten moralische Betrachtungen nicht bewegen, so Hume. Daraus schließt ein Vertreter der zweiten Ansicht, daß die Moral auf Gefühlen beruht.

Hume selber versucht, einen Kompromiß zwischen den beiden Positionen zu finden. Dem Kompromiß zufolge wirken Vernunft und Gefühl beim moralischen Urteil zusammen.<sup>2</sup> Moralische Bewertungen beruhen dann auf Gefühlen, aber diese Gefühle werden ihrerseits durch vernünftige Reflexion beeinflusst und korrigiert. Daß ein Gefühl korrigiert wird, setzt dabei voraus, daß es Angemessenheitsbedingungen für Gefühle gibt: Nicht jedes Gefühl ist in jeder Situation gleich angemessen.

Auch hier vergleicht Hume mit der Ästhetik. Wir wollen diesen Vergleich etwas freier nachzeichnen. Auch wenn man vielleicht sagen will (was man nicht muß), daß unsere Wahrnehmung des Schönen letztlich auf einem Gefühl beruht, kann man einräumen, daß dieses Gefühl manchmal korrekturbedürftig ist. So sprechen wir etwa von einem schlechten Geschmack. Daß jemand einen schlechten Geschmack hat, bedeutet, daß er nicht in der Lage ist, Gefühlsreaktionen auszubilden, die dem Gegenstand der Betrachtung angemessen sind. Wenn ich zum ersten Mal auf ein Bild von Kandinsky schaue, dann mag ich es vielleicht häßlich finden. Erst nach Reflexion auf die Gesamtkomposition, erst nach dem Gespräch mit einem Kenner mag ich dem Bild gefühlsmäßig gerecht werden, mag sich mir die echte Schönheit des Bildes erschließen.

Anmerkung: Humes Gegenüberstellung der beiden Positionen ist etwas problematisch, weil sie nicht alle historisch bedeutsamen Positionen zur Geltung kommen läßt. Das liegt zum Teil auch daran, daß hier zwei Fragen nicht deutlich unterschieden werden, nämlich die Fragen, (F1) in welchem Sinne es moralische Unterschiede wirklich gibt, und (F2) wie wir erkennen können, ob etwas gut etc. ist.

Hinsichtlich F1 gibt es zwei grundlegende Antworten: (O) Gegenstände in der Welt können unabhängig von jedem Geist Wert/Unwert haben (Objektivismus bezüglich von Werten). (S) Werteigenschaften gründen letztlich in der Subjektivität des Menschen (Subjektivismus bzgl. von Werten), sind also nur für uns Eigenschaften.

Ausgehend von diesen Antworten kann man unterschiedliche Antworten auf F2 formulieren. Wertobjektivisten können das Erkennen von moralischen Unterschieden entweder auf die Wahrnehmung, einen inneren Sinn (OI) oder aber die Vernunft (OV) zurückführen. Rationalisten, die glauben, daß wir in der Lage sind, über Vernunftkenntnis Tatsachenwissen erwerben können, können zum Beispiel behaupten, daß wir durch reine Vernunftkenntnis erkennen, was werthalt und was richtig ist. Locke deu-

---

<sup>2</sup> Unsere Übersetzung ist hier etwas ungünstig, sie schreibt: „daß die Vernunft und das Gefühl in fast allen moralischen Bestimmungen und Schlüssen übereinstimmen“ (6). Das klingt so, als kämen Vernunft und Gefühl unabhängig voneinander zu moralischen Bewertungen, die dann miteinander übereinstimmten. Das ist aber wohl nicht gemeint, im Englischen steht „concur“, das neben „übereinstimmen“ auch „zusammenwirken“ heißen kann.

tet gelegentlich eine solche Position an, wenn er sagt, daß die Moral wie die Mathematik der Demonstration, also Beweisen fähig sei.

Auch Wertsubjektivisten können F2 unterschiedlich beantworten. Auch wenn für sie Werturteile letztlich nicht eine von uns unabhängige Welt widerspiegeln, fragt sich doch, ob wir Werteigenschaften eher in einem Gefühl (SG) oder der Vernunft (SV) gründen, und ob wir daher eher überlegen oder erfüllen sollten, was gut ist.

Die beiden Positionen OI und SG sind sich nun ähnlich. Beiden zufolge ist die reine Vernunft nicht genug; beide implizieren, daß wir moralische Unterschiede nur unter Rekurs auf das machen können, was man im Englischen ein „feeling“ nennen kann. Allerdings haben diese „feelings“ unterschiedliche Interpretationen: Während sie für OI objektiv vorhandene moralischen Unterschiede wiedergeben, konstituieren sie für SG die Moral erst (erhellend dazu Cullity and Gaut, *Ethics and Practical Reason*, Introduction, Oxford 1997).

Es ist in der Literatur nicht ganz klar, ob Hume bei seinem Kompromiß eher SG oder OI im Auge hat. Kühn, S. XVI f. deutet Hume zum Beispiel recht weitgehend im Sinne von OI. In der Tat spricht Hume manchmal von der Realität moralische Unterscheidungen (etwa 3). Mir scheint jedoch wahrscheinlicher, daß Hume im Sinne von SG gedeutet werden sollte oder aber sich weigern würde, zwischen SG und OI zu unterscheiden (die Frage F1 betrifft eine metaphysische Problematik, die den Bereich unserer Perzeptionen überschreitet – manche Empiristen verweigern sich solchen Fragestellungen).

Es gibt auch noch andere Ansichten zum Status der Moral. Hume diskutiert zwei von ihnen in Abschnitt 5. Zum einen kann man versuchen, moralische Unterschiede als Teil eines rein konventionellen Regelsystems ansehen, das durch die Erziehung weitergeben wird (das heißt insbesondere, es wird eine objektive Fundierung von Wertungen im Sinne von F1 geleugnet). Hume macht dagegen geltend, daß es eine natürliche Grundlage der Moral geben muß. Zum anderen kann man versuchen, Bewertungen als Ausdruck eines aufgeklärten Eigeninteresses zu sehen. Wir bewerten nach dieser Ansicht Dinge dann als positiv, wenn wir dadurch indirekt dazu beitragen, daß unseren eigenen Interessen gedient wird. Nach Hume funktioniert auch diese Ansicht nicht, da wir auch Menschen und ihre Eigenschaften auch dann bewerten, wenn sich kein auch nur halbwegs plausibler Bezug zu unserem Eigeninteresse herstellen läßt.

3. Welche Aufgabe setzt sich Hume für die „Enquiry“? Welcher Methodik will er sich dabei bedienen? Woher hat er diese Methode entlehnt?

Bis jetzt war es hauptsächlich um die Frage gegangen, auf welcher Grundlage die Moral ruht. Etwas mißverständlich sagt Hume auch, diese Frage betreffe die allgemeinen Prinzipien der Moral (7, siehe auch Anhang I, Anfang, 124). Mißverständlich ist diese Bezeichnung insofern, als man bei allgemeinen Prinzipien der Moral leicht an konkrete, inhaltliche Regeln für moralisches Verhalten denkt wie „Man sollte im Regelfall nicht lügen“. Darum ging es gerade nicht – Humes Überlegungen betrafen eher den Status der Moral. Es ging um ein Interpretationsproblem.

Hume legt die Frage, worauf unsere Bewertungen beruhten, zunächst beiseite. In seinen eigenen Worten will sich Hume nun der Frage zuwenden, worin der Ursprung der Moral liegt (7). Wie die folgenden Überlegungen klarmachen, geht es Hume dabei nicht um das vorhin beschriebene Interpretationsproblem. Vielmehr ist es sein Ziel, diejenigen Eigenschaften zu bestimmen, aufgrund derer wir unterschiedliche Gegenstände als positiv oder negativ bewerten, loben oder tadeln. Leitend ist also die Frage: Was haben alle Eigenschaften und Dinge, die wir loben, gemeinsam? Hume schwebt vor, diese Eigenschaften durch einfache Prinzipien zu erfassen. Diese Prinzipien lägen dann jeglichem

Werturteil zugrunde. In anderen Worten geht es darum, unsere Werturteile systematisch auf einige einfache Prinzipien zurückzuführen.

Um dieses Ziel zu erreichen, trifft Hume folgende methodische Vorentscheidungen. Erstens beschränkt er sich auf die Untersuchung von Werturteilen, die „persönliches Verdienst“ und Charaktereigenschaften von Menschen betreffen (8). Das ist insofern eine Einschränkung, als wir zum Beispiel auch einzelne Handlungen bewerten. Solche Bewertungen klammert Hume also aus.

Zweitens möchte Hume experimentell vorgehen (8 f.). Hume begründet das, indem er sagt, daß es hier um Tatsachen geht, und nicht um Beziehungen zwischen Vorstellungen. Tatsachenwissen beruht für Empiristen auf der Erfahrung. Insofern ist es für einen Empiristen angemessen, an dieser Stelle nicht nur auf Vernunftschlüsse zu setzen.

Die Beschreibung „experimentell“ ist dabei allerdings etwas mißverständlich. In der Tat stellt Hume keine Experimente an. Wesentlich für sein Vorgehen ist vielmehr das Schreiten vom Einzelnen zum Allgemeinen, wie er selber sagt (8). Allgemeine Prinzipien werden dabei nur aus Urteilen erschlossen, die sich auf Einzelfälle beziehen, und nicht umgekehrt. Damit versucht Hume sich methodisch an die Erfahrungswissenschaften anzuschließen.<sup>3</sup>

Die Anknüpfung an einzelne Bewertungen hält Hume dabei für unproblematisch. Hume erwähnt zwei Methoden, um zu geeigneten Bewertungen zu kommen (6). Erstens können wir uns fragen, welche Eigenschaften wir selber gerne zugeschrieben bekommen wollen.<sup>4</sup> Zweitens können wir in die Sprache hineinhören. Viele Wörter haben nämlich in der Alltagssprache eine positive Konnotation. Um zu passenden Bewertungen zu kommen, müssen wir nur Wörter, die wir auf Menschen anwenden und die eine positive Konnotation besitzen, sammeln.

Übrigens muß Hume induktiv vorgehen, um vom Einzelnen zum Allgemeinen zu gelangen. Er tut dies auch ungeachtet der Probleme, die in der anderen „Enquiry“ hinsichtlich der Induktion festgestellt hatte. In der Tat ist auch das Induktionsproblem im Sinne von Hume ein Interpretationsproblem. Hume ist nicht der Meinung, daß wir im Alltag nicht induktiv schließen sollten.

---

<sup>3</sup> Daß er eine rein deduktive Vorgehensweise als vollkommener, aber hier unmöglich kennzeichnet, impliziert dabei nicht, daß er sein eigenes experimentelles Vorgehen nicht als wissenschaftlich empfindet.

<sup>4</sup> Dieser Vorgehen macht auch deutlich, daß Hume nicht nur im Sinne eines Ethnographen die Bewertungen anderer Leute erfassen will, sondern daß es ihm gerade auch darum geht, seine eigenen Bewertungen einfließen zu lassen.